

Nackt und nass in Basels Bauch

Autor(en): Martin R. Dean
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1991

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b132e949-eb38-4c4f-858e-e773115e7761>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Nackt und nass in Basels Bauch

Alles begann mit einem Fiebertraum. Seit der Krieg ausgebrochen ist, liege ich gefesselt ans Bett, habe meine kühlen Visionen und schaue fern. Um zwei Uhr nachts begannen die ersten Bombardements. Auch in meinem Körper herrscht Krieg, er ist belagert von Tausenden von Feinden. Meine Lymphknoten sind dick und hart wie gekochte Eier. Geschwollene Knötchen auch in der Leistengegend und unter den Armen. Mit Erregung stelle ich fest, dass die Verknotung meines Körpers fortschreitet. Der Hals, traditionelles Verbindungsglied zwischen Körper und Geist, ein eminenter Knotenpunkt, schwillt an. Lehmann zeigt Besorgnis, ja, ich sehe in seinen Augen, dass er über meinen Zustand erschrocken ist. Er scheint die Sache nicht auf die leichte Schulter nehmen zu wollen. Für die nächsten Tage sind Sondierungen und Auskundschaftungen meines Körpers vorgesehen. Man muss feststellen, wie weit die feindlichen Heeresverbände schon Gelände gut gemacht haben. Man muss die Stellung der feindlichen Schützengräben ausmachen und muss in jedem Fall die eigene Abwehr verstärken. Vielleicht wird eine Spionagesonde in meinen Körper eingesetzt werden. Sollte alles nichts nützen, kommen die Breitbandpenizilline zum Einsatz.

Noch ist der Krieg in seiner Frühphase. Seit zwei Uhr morgens, seit dem Ausbruch der Kämpfe, liege ich vor dem Fernseher und schaue mir die Bilder auf dem amerikanischen Sender ABB an. Den langsamen, schwebenden Flug einer Missile, die kleinen Sandstürme, die der Einschlag von hunderten von Granaten erzeugt. Oder den sicheren, wie von göttlicher Hand ins Ziel gebrachten Abwurf einer Bombe auf ein viereckiges Gebäude, von dem es heisst, es handle sich um das feindliche Kriegsministe-

rium, das sich Sekunden darauf in eine feinpulverisierte Staubwolke auflöst.

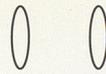
Als ich von Paris zurückkehrte, fand ich die Wohnung verwaist. Madeleine hatte mich verlassen und alle ihre Sachen abgeschleppt, bis auf den Teppich und auf den Fernseher. Sie hat mich endgültig verlassen, wie es scheint, wie sie es vorher schon einige Male vergebens versucht hatte. Erst in der letzten Zeit, da es mir schlechter ging, hatte sie den Mut dazu aufgebracht. Mein Sprengstoffanschlag, bei dem rund ein halbes Dutzend Säuglinge ein Raub der Flammen wurden, hat ihr das Herz versteinert. Irgendeinmal, wenn ich mich recht entsinne, hatte auch sie den Wunsch nach einem Kind geäußert. Begeistert hatte ich die Idee aufgegriffen und auf die Traktanden unserer täglichen Diskussion gesetzt. Leider blieb es bei der Idee. Als ich die Klinik hochgehen liess, liess sie Lehmann kommen und das Kind war vom Tisch. Ich hätte ihr nichts von der Klinik erzählen sollen, ich habe tatsächlich nicht gedacht, dass sie mir glauben würde.

Im übrigen kann mir auch Lehmann nicht helfen. Ich habe die Sache überschlagen und bin überzeugt, dass alle Anamnesen zu nichts führen werden. Entweder handelt es sich um eine lächerliche Grippe oder dann ist es der Beginn einer Krankheit, deren Name selbst Lehmann nicht über die Lippen bringen wird. Bis zu meinem Ende wird er behaupten, alles sei harmlos. Auch wenn die Körpergefechte zunehmen werden, wenn meine Niederlage nicht mehr abzuwenden sein wird, wenn meine Körperverknotung ins letzte, letale Stadium eintreten wird.

○

Danach träumte ich diesen fürchterlichen Traum. Ich stand auf einmal in der Dusche. Irgendjemand polterte wütend gegen die Türe. Mit pochendem Herz stand ich *in* der Dusche, nicht unter der Dusche, wohlverstanden, denn das Wasser war gar nicht angedreht. Mit anderen Worten: ich stand neben dem gähnenden Abflussloch, ich war nicht grösser als ein Daumnagel und ich fürchtete das Wasser. Wie ich, nackt und schlotternd, in diese hinterhältige Situation geraten war, weiss ich nicht. Plötzlich jedoch öffnete sich die Türe und ein Schatten zog über mir auf. Dann wirbelten harte Wasser-

tropfen herab, denen ich hüpfend entging. Niemand hörte meine lauten, mit Verzweiflung aus mir herausgepressten Schreie. Plötzlich ein niagarafällähnlicher Sturzbach. Das Wasser riss mir die Beine Weg und spülte mich ins Abflussrohr. Ein dunkler, stinkender Schacht voller Seife und Haare. Die Wände glitschig, sodass ich vergebens Halt suchte. Über meinem Kopf schlugen tosende Wassermassen zusammen; ein Mann stand singend unter der Dusche und seifte sich ein. Nun wurde ich abwärts geschleust, bis die Gänge in die Horizontale kamen und ich mitschwimmen konnte. Ich tauchte in der Farnsburgerstrasse im Breitequartier unter und zog stadteinwärts. Ich schwamm durch stinkenden Schlick und seifigen Morast; von den Kanalwänden herab hingen Papierfetzen, abgeschnittene Nägel hatten sich verfangen, es roch nach Erbrochenem. Über mir, wie das Rauschen eines fernen Wüstensturms, der Verkehrslärm von einem der stark befahrenen Plätze, darauf, einige hundert Meter weiter, Stimmen aus einem Dialog, nachhallende Stimmen aus einem sehr ritualisierten Wortwechsel, den ich als Theaterstück erkennen konnte, zweifelsfrei Schillers pathetisches Wortgebrabbel, hier unten wässrig vergurgelt. Dann prasselte Baulärm auf mich ein, die Röhrenwände vibrierten, ein infernalisches Konzert von Presslufthämmern, Strassenbaggern und Walzen. Minutenlang musste ich glauben, dass meine Stadt aus nichts anderem als einer riesigen Baustelle bestand. Der Baulärm übertönte mein Flotschen, meinen hechelnden Atem, selbst die Stimmen des Dialogs und das Tingeltangel, das von den Röhren eines Brunnsens zu mir herabgeleitet wurde. Schliesslich stank es nach Urin und Apotheke, ich musste gerade unter dem Lavabo eines Schriftstellers durchgeschwommen sein. Es war phantastisch: ich fetzte durch die Röhren, gelangte immer wieder an wichtige Knotenpunkte, wo sich das System verzweigte, hörte das Rauschen von Nebenröhren und Hauptröhren in der Nachbarschaft. Auch die Zusammensetzung des Wassers wechselte stetig, zuweilen war es blutig, dann durchsetzt von Chemikalien, die meine Haut ätzten. Unter dem Zoologischen Garten roch ich buchstäblich den Raubtiergestank, wenig später erfolgte ein Bad in öligen und schmierigen Industrieabwässern.



Hier unten hing alles mit allem zusammen, das Netzwerk der Rohre war ausgeklügelt und ich hätte mich wahrscheinlich wochenlang darin aufhalten können, ohne dass es mir langweilig geworden wäre. Immer aber spürte ich einen mächtigen Sog um mich; alles stiess und drängte, schnellte und spritzte in die eine Richtung, wo alle Rohre zusammenfanden. Gegen diesen Sog kam ich nicht an, denn ich war einfach zu klein dazu. Geschrumpft auf Daumen-nagelgrösse lernte ich endlich den Untergrund meiner Stadt kennen.



Man mag es für unwahrscheinlich halten, aber der Fiebertraum wich insofern nicht von seiner Logik ab, als dass er immer neue Verhältnisse erfand, um mir meine Nichtigkeit vor Augen zu führen. Der Traum vergass aber auch die Erinnerung an meinen früheren Zustand nicht und liess mich daran denken, dass ich noch immer ein Bewohner dieser Stadt war. Gewisse Träume bringen einen zum Fliegen; einen solchen hätte ich vorgezogen. Mein Traum aber war das Gegenteil von einem Fliegertraum. Er machte mich zum Baby, das, nackt und schlotternd, durch die Gedärme der Stadt flotschte. Wasserumtost und winzig, doch teilnehmend an den Regungen, Spülungen und Waschungen der oberweltlichen Mitbewohner.

Besonders gern verweilte ich an den Knotenpunkten, suchte mir dort ein trockenes Plätzchen und schöpfte Atem. Doch zugleich spürte ich die Sinnlosigkeit dieses Atemholens, ich war nicht hier, um Atem zu holen, sondern um in diesen Gedärmen weiter zu nomadisieren. Ich war hilflos, kraftlos und auf meine wirkliche Bedeutung geschrumpft.



Der mächtige Strom, diese verseuchte Kloake, die durch halb Europa zieht, nahm mich endlich auf. Nun spürte ich meinen alten Drang wieder, den Drang hinaus in die grosseweite Welt. Ich warf mich in die Fluten. Auf dem Grund des Rheins war das Wasser, wie nicht anders erwartet, so chemiehaltig, dass ich für Augenblicke

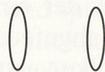
das Bewusstsein verlor. Stellte ich mich in der Oberwelt immer gegen den Strom, durfte ich mich hier unten endlich gehen lassen. Ich kam wieder zu Sinnen und schwamm nun auf Europa zu; ich war einer der tausenden und abertausenden von Migrant*innen, die sich irgendwo an Land spülen lassen wollten. Doch plötzlich, bei Kembs, nahm die Strömung einen unerwarteten, jähen Verlauf. Schon wieder war es schwierig, die Landesgrenzen zu passieren. An der Grenze standen massive Stauwerke, vom Himmel bis auf den Flussgrund ragende Mauern, an denen ich nicht mehr vorbeikam. Es gab nichts zu mogeln, ich war erneut gefangen. Zu meinem Unglück geriet ich nun in einen Strudel, der mich absog, hinab bis in die düsterste Tiefe. Nur knapp entrann ich einer Filterklappe, die sich hinter mir schloss. Wieder dümpelte ich, nackter, fröstelnder Winzling, durch Rohre, die europaweite Freiheit war ausser Sicht. Ich hatte, ehrlich gesagt, das Gefühl zu fallen, zu sinken und noch kleiner zu werden, was aber kaum mehr möglich war. Gurgelnd öffnete sich eine weitere Klappe, hinter der Lichtschliere wie träge, übersättigte Fischleiber schwammen. Geheimnisvolles, leeres Licht, von keiner Quelle gespeist, wie aus den elektromagnetischen Strahlen auf dem Grund des Rheins erzeugtes Licht. Dann verlor ich mein Bewusstsein, spürte nur noch die breite, schwere Hand auf meiner Stirn, eine männliche Hand, die mich streichelte und weiter hinabdrückte.

Als ich erwachte, befand ich mich in einem warmen, trockenen Raum. Eine Art Zivilschutzbunker tief unterhalb des Rheins. Ich kroch den Betonwänden entlang und fühlte mich, nackt und nass, wie eine Kellerschnecke. Schmerzhaft richtete ich mich auf und erbleichte: in der Mitte des kahlen, fensterlosen Raumes stand ein Fernsehmonitor und weitere, auf rohe Holzkisten gestellte technische Geräte. Der Krieg war noch immer in vollem Gange, ich erinnerte mich, dass er eben erst ausgebrochen war. Ein noch frischer, unverbrauchter Krieg, dachte ich und drehte und wendete diese seltsamen Wörter in meinem Kopf. Eine B52 flog gerade ihre tödliche Ladung über eine der feindlichen Städte. Es war Nacht, ich sah den düsteren Bug des Flugzeuges, dann die fallenden Bomben und, auf dem Hintergrund des

Monitors, die wie ein Weihnachtsbaum brennende Stadt. Die Geschosse der feindlichen Flak umsprühten das Flugzeug und dann wechselte das Bild. Nun sah ich ein Computerbild, eine Simulation, bei der eine Bombe auf ein längliches Rechteck abgefeuert wurde, das wieder in einer Staubwolke versank. Dutzende von solchen Bildern flimmerten über den Monitor. Erschöpft schleppte ich mich zu einer roten Gummimatte, die vor dem Monitor lag. Kaum hatte ich mich hingelegt, begannen meine Glieder fürchterlich wehzutun. Meine Gelenke schwellen an und meine Muskeln an Beinen und Armen zerrten dumpf. Von nun an konnte ich mich nicht mehr rühren. Ich war auf diese Matte genagelt und musste mit aufgerissenen Pupillen dem Kriegsverlauf zusehen und wurde von unsichtbaren Leuten, die sich im Raum befanden, gefoltert. Während wiederum eine B52 in der Wüste einen glitzernden Bombenteppich entrollte, schlugen sie mir mit unsichtbaren Hämmern auf die Oberschenkel.

In dieser fatalen Phase des Traumes gab es kein Schreien mehr. Alles geschah lautlos. Ich wusste nur, dass sie mich jetzt endlich geschnappt hatten; die Folter bezweckte, mir die Knochen zu brechen. Ja, es ging in erster Linie gar nicht darum, mir Schmerzen zuzufügen, sondern es handelte sich um eine präzise geführte Operation des Knochenbrechens, da in den Knochen, wie jederman weiss, der Sitz des Gedächtnisses ist. Das änderte sich bei der nächsten Angriffswelle schlagartig: minutenlang sah ich eines dieser spitzen, prallen Dinge – eine Cruise Missile – dahingleiten, gelenkt von einem glühenden Strahl, der die Bombenspitze, ein genau ausgerichteter Samenfaden, mit dem Ziel verband. Dann erfolgte, wenn auch wiederum lautlos, eine herrliche Explosion und grauer Schaum verteilte sich auf dem Bild. Meine Häscher stachen mir mit glühenden Stricknadeln durch den Hals. Vor Schmerz schrie ich lautlos auf, ich wand und krümmte mich, aber es war, als sei ich gelähmt. Das Bestreben meiner Verfolger ging dahin, mit gezielten Stichen meinen Hals vom Kopf zu trennen. Mein Atem ging pfeifend, Blut überschwemmte meinen Mund. Als sei ich ein Baum in einer Wüste, fuhren plötzlich elektrische Schocks wie Blitzeinschläge durch mich hindurch, rissen meine Arme und Beine hoch. Ein Bohrer fräste an meinem Kopf,

einige tausend Nervenenden explodierten, während die Bilder auf dem Monitor sich in lauter Punkte auflösten, bis die Welt nur noch aus schwarzem, schwammigem Schnee bestand.



Erneut dieser grosse, väterliche Schatten über mir. Mein Mund füllte sich mit perlender, kühlender Flüssigkeit. Man räumte mir eine Verschnaufpause ein. Es erschienen wunderbare und harmonische Bilder. Wellen eines Meeres schäumten auf mich zu, ich tauchte in eine Grotte und sah, an den Wänden der Höhlen, wunderbare Zeichnungen. Jagdszenen mit büffelähnlichen Wesen. Bauern auf einem gelben, lehmigen Reisfeld. Ich war glücklich, einfach glücklich, all diese schönen Dinge zu sehen. Auf einem Dorfplatz tanzten fröhliche, schwarzhäutige Menschen einen ausgelassenen Tanz; ihre Bäuche waren nicht geschwollen und ihr Lachen war wie das Plätschern eines silberhellen Baches an einem Sommertag. Dann wurden die Fresken von Giotto eingeblendet, dann sah ich Marat in seiner Badewanne liegen, während kurz darauf drei mythische Gestalten auf einer kuhmistübersäten Wiese auf merkwürdige Art ihre Arme mit ausgestreckten Fingern in die Höhe reckten. Sie zeigten auf einen schwammigen Punkt. Ich versuchte den Fleck zu fixieren und es gelang mir, ihn etwas zu vergrössern. Er sah aus wie eine Amöbe, zerlief in allerlei Formen, wehrte sich, beinahe heldenhaft, aus der Form zu kommen, verkrampfte sich, zog sich zusammen zu einem Igel, zerlief wieder wie eine an die Scheibe geklatschte Tomate und sonderte Zellflüssigkeit ab gegen die bakteriellen Eindringlinge, die an seinen Rändern harrten und einfallen wollten. In der Mitte des unsauberen Flecks erkannte ich, wie in einem trüben Keller, Hunderte von kleinen, ameisenhaften grauen Männchen, die irgendwelche fichierten Papiere feucht von Schublade zu Schublade transportierten. Zwischendurch tauchte ich kopfüber in ein furzendes Alphorn oder geriet unter die Nagelschuhe einer in Marschübung befindlichen Gruppe Rechtsradikaler, die ihre Schäferhunde über die wollenen Atrappen von Türken und Tamilen jagten. Andere Volksmassen schoben sich riesige Bierkrüge zu, ein kahlgeschorener Schädel erschien matt-

scheibengross und betete ein Gebet von einem Gefängnis im Gefängnis, während sich in einem hohen, von Gebirgsfresken durchzogenen Saal Dutzende von Herren und Damen in Sennenhosen durch Fladen von Kuhmist quälten und dabei lustvoll jodelten.

Unbemerkt hatte ich die Gummimatte wieder verlassen und hatte mich an die graue Tastatur gesetzt. Sie besass meine Grösse. Was ich bis jetzt nicht bemerkt hatte (und hier beginnt der Traum seiner eigenen, nicht minder faszinierenden Logik zu gehorchen): alles im Raum war nun meiner Grösse angepasst, war also winzig klein, auf die Grösse eines japanischen Bonsai-formats reduziert. Ich spürte, dass ich meinen Körper nun verloren hatte, so, wie die anderen Gegenstände im Raum auf eine körperverachtende Mindestgrösse geschrumpft waren. Ich und die wenigen Gegenstände waren gleichsam von allem Körperlichen befreit. Ich bestand nur noch aus dieser zerebralen Masse, die mit den Apparaten aufs leidenschaftlichste verknüpft war und mir an den Nervenenden blühenden Kitzel verschafften. Dieses Verknüpftsein äusserte sich genau genommen darin, dass ich es war, der durch verschiedene Knopfdrucke die Bilder auf dem Monitor steuerte. Schon die ganze Zeit über musste ich die Bilder abgerufen haben, ohne es zu bemerken. Auf dem Monitor lief jetzt die Kreuzigung Jesu ab, und, kaum einen Lidschlag später, landete Neill Armstrong auf der Mondoberfläche. Auf gespenstische Art hatte sich die Zeit davongestohlen und ich erlebte die Bilder, die doch nacheinander abliefen, simultan. Ich erblickte nackte, bläuliche Leiber in den Gaskammern von Treblinka, und kurz darauf, in einem nicht mehr kontrollierbaren Wirrwarr, zeichnete Leonardo da Vinci eine seiner Wasserstudien zur Apokalypse. Eine Sklavengaleere verwandelte sich in ein Kreuzfahrtschiff, das durch die blaue Karibik godelte. Gleichermassen war ich bei der Gründung Roms dabei und wurde über Gerüchte, Mythen und mündliche Erzählungen über die Lage der damaligen Welt gründlich ins Bild gesetzt; ich erlebte die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, indem ich als Schiffsmaat im Ausgucksmast sass und in den Büchern des Schatzkanzlers Sir Thomas More blätterte, die ich zu meinem Erstaunen mühelos entziffern konnte. Innert Sekunden flohen Tage und Wo-

chen an mir vorüber, ich wusste bereits von den menschenähnlichen Wesen ohne Kopf, von kannibalistischen Ungeheuern (noch bevor mein Herr, Kolumbus, von den feindlichen Arawaks von ihnen Bericht erhielt) und noch bevor wir in der Flaute der Saragossa See einen halben Monat verloren. Durch ein Versehen drückte ich den falschen Knopf und nun wurde Amerika durch Ho Tschì Minh entdeckt, der Schütze Wilhelm Tell tauchte an der Schlacht vom Little Big Horn River auf, während Sitting Bull, auch dies einen Sekundenbruchteil später, den Nobelpreis für angewandte Physik unter den Augen von König Carl Gustav von Schweden entgegennahm. Am Hofe König Ludwigs XIV. in Versailles tauchte unterdessen eine flachbrüstige Frau in einem überaus knappen Minijupe auf, Twiggy, und in einem schneeverwehten Cluniazenserkloster aus dem 12. Jahrhundert spielten die Rolling Stones ihr berühmtes «I can't get no satisfaction».

Mitunter schienen die Bilder enger an mein Gehirn angeschlossen, weshalb ich versuchte, mein eigenes Leben hineinzumischen. Mit viel Aufwand – die Anstrengung erschöpfte mich noch mehr – erfand ich einige in Rot getauchte Bilder, Szenen aus einer Grossstadt im Süden. Euphorisiert sah ich das Licht über den Gärten, vereinzelte, bewegliche Schatten in der Sonne eines mittäglichen, faulen Parks. Grüne, hartblättrige Pflanzen standen vor einem Meeresaum. Unaufmerksamkeit meinerseits aber verwischte die meisten Bilder auf der Stelle. Was ich wusste, oder einmal gewusst hatte, zerfiel nun in winzige Punkte, flirrenden Schnee, der kein leserliches Bild mehr ergab.

Ich schlief ein, doch nur so lange, bis Bilder von obszönen Fresken, auf dunklem Ocker und Erdfarben kopulierende Götter und Halbgötter, erneut mein Gehirn kitzelten. Dann – es erschien noch ein Schloss mit einem Spiegelsaal und ein Fürst in einem Wäldchen voller Ungeheuer – erlosch meine Konzentration.



Spiegelungen der Leere einer endlosen Wüste.
Standbilder, aus der Zeit gekippt.
Sich wölbender Himmel
Schlangen.

Ich musste versuchen, die Fäden, an denen diese Bilder aufgereiht waren, dichter zusammenzuweben. Doch es gelang mir nicht. Zum ersten Mal empfand ich Konzentration als reinen, über die Anstrengung hinausschwappenden Schmerz.



Eine Schuhschachtel, eine leere Box, ein Nichts, das durch Sphären wirbelte.



Dann erneut ein Schleier, aber so durchsichtig, dass sich keine Gestalt mehr darauf verfangen konnte. Ich musste diesen Schleier, auf dem mein Leben sich hätte abzeichnen sollen, durch Erinnerungen verstärken. Ich legte den Kopf in meine Hände, versenkte ihn in meinen Armen. Es war sehr still. Aber es geschah nichts mehr. Keine Bilder, nur weisses Rauschen. Mein Körper hatte heiss, ich glühte. Die Hitze löste mich auf. Alles, was ich war, löste sich auf und verdampfte. Ich wurde zu einer Energiewolke. Zu Schlieren und Fetzen. Ich war geleert und befreit. Ich erwachte.



Noch im Morgengrauen warf ich den Fernseher auf die Strasse. Innert einer Stunde wurde er von einer Türkenfamilie abtransportiert. In meinem Quartier leben erstaunlich viele Türken, erstaunlich viele Jugoslawen, Italiener, Tamilen, Eskimos, Tataren und Hugenotten. Ich stehe immer ganz oben, am Fenster im obersten Stock und schaue diesen Kopffüsslern zu, die mit bunten Tüchern, Schubkarren und Brecheisen an meinem Haus herumhantieren, alle brauchbaren Materialien einpacken, als wollten sie das Haus vom Parterre her abreißen. Im Haus selbst bin ich der einzige und letzte Mieter. Alle anderen sind ausgezogen, die Wohnungen unter mir sind am Zerfallen. Nach mir, wenn ich dereinst meine vorläufige mit einer endgültigen Zelle vertauscht haben werde, (wenn man mir zu glauben beginnt), kommt, nein, mitnichten die Sintflut, wohl aber ein Bauunternehmen, die Abreisser und Spekulanten. Noch aber kriecht, wie an einer mittelalterlichen Ruine, das Moos und der Efeu an der Aussenfassade hoch.